

DER SOZIALIST

ORGAN DES SOZIALISTISCHEN BUNDES

2. JAHRGANG

BERLIN, DEN 15. JANUAR 1910

NUMMER 2

Gespenster

In allen Völkern hat der Glaube Gestalt gewonnen und ist oft von solchen weit über die Welt hin schauenden, tief in die Welt hinein bohrenden Dichtern, die man wohl Philosophen nennt, behandelt worden, der Glaube: wer je ein Unrecht begangen, müsse in immer neuen Gestalten sich immer wieder verkörpern, müsse durch die Tausende und Tausende von Jahren hin immer noch einmal ins Leben wiederkehren, immer für den Anschein anders und im Wesen der selbe, und werde immer neu in die selbe Lage gebracht, immer wieder das Unrecht, das seines ist, zu begehen, bis er doch endlich sich selber überwinde, nicht mehr bloß dem Anscheine nach und auf der Oberfläche ein anderer werde, bald ein Tiger, bald ein Lintwurm, bald ein wilder Mensch in allerlei Verkleidungen des Berufs, des Geschlechts, des Volks oder des Staates, sondern ein anderer im Kern und im Sinn seines Daseins, bis er durch die Wandlung, die ewig ist, wieder gut mache, was er in den Wandlungen der Zeiten gefrevelt.

Wenn das so ist, hat die preußische Justiz am Donnerstag den 6. Januar 1910 einen Tag des Heils gehabt, während das unselige Institut der preußischen Polizei allem Anschein nach noch lange auf ihre Erlösung von innen her warten muß. Denn was sie je beging, begeht sie leider noch. Sodaß es doch wohl wahrscheinlich ist, daß das Uebel dieser Institution nicht durch innere Einker, sondern durch äußeren Eingriff verschwinden wird. Der Justiz aber hat die Gnade den selben und nämlichen Vorfall noch einmal beschert, und siehe da: sie hat dieses Mal die Prüfung bestanden!

Der Redakteur des „Sozialist“ hat aus eigenem Augenschein auf S. 142 des vorigen Jahrgangs berichtet, wie Zugehörige der Berliner Polizei nach mehreren Protestversammlungen, die nach der Ermordung Ferrers stattfanden, auf den Straßen harmlose Bürger, Bürgerfrauen und Bürgermädchen mißhandelt, verwundet und zu Unrecht festgenommen und beschuldigt haben. Das Vorgehen einzelner der Polizisten, das die Folge eines systematischen und von oben befohlenen Vorgehens war, war durchaus nicht beispiellos: denn so hat es die Polizei schon zu wiederholten Malen gemacht, genau so, und jedesmal kam es zu Ausschreitungen von Beamten. Am lebhaftesten wurde der Chronist an die Straßenschlacht erinnert, die am 18. Januar 1894 im Anschluß an eine von Anarchisten einberufene Arbeitslosenversammlung am Friedrichshain stattgefunden hatte. Wie groß die Ähnlichkeit der Vorkommnisse trotz des sehr verschiedenen Charakters der Versammlungsbesucher war, das wolle man aus der folgenden Gegenüberstellung erkennen.

Aussage des Oberstleutnants a. D. M. von Egidy in der Gerichtsverhandlung vom 8. Mai 1894 (unter Benutzung eines Artikels Egidy's, der ihm vorgehalten wurde, und von dem er ausdrücklich jedes Wort aufrecht erhielt):

„Zur Ehre der einzelnen Schutzleute nehme ich an, daß, wenn sie je als Soldaten von einem Unteroffizier so behandelt worden wären, sie sich beschwert haben würden... Nicht etwa eine ernsthafte Schlachten- oder Gefechtsszene war es, nein: das sind willkommene Momente gegenüber dem Eindruck, der sich hier des empfindsamen Menschen bemächtigte... Ich habe noch nie eine Beerdigungsversammlung den Kirchhof so ruhig verlassen sehen, wie hier die Menge sich erhob, um auseinanderzugehen und auseinanderging... Ich glaube, daß selten die feindselige Erregung der deutschen Soldaten (im Krieg von 1870-71) einen so hohen Grad erreichte, wie er sich bei den einschreitenden Schutzleuten teilweise offenbarte. Was aber das noch viel Traurigere ist, das ist die fürchterliche Angst, die sich der Unbewaffneten bemächtigte. Furcht aus Entkräftung und Furcht aus dem Bewußtsein heraus, selbst mit schuldlosem Gewissen vor peinlich entwürdigender Behandlung nicht sicher zu sein... Als ich herauskam, war ein ganz regelrechtes Abfluten der Menge... Unmittelbar rechts von mir bemerkte ich plötzlich, wie ein Schutzmann auf das Trottoir sprengte und einen der Passanten heftig an das Gitter drückte mit Pferd und Mann...“

„Wir handeln auf Befehl!“ Das wußten wir immer, weil es allem Augenschein nach nicht anders sein konnte; jetzt aber hat es uns einer, dem's ein Polizeileutnant aus Achtung vor dem Grafentitel zu seiner Entschuldigung gestand, unterm Eid berichtet. Wir können uns denken, wie solcher Befehl lautete. Im Konferenzzimmer sind Hauptleute und Leutnants der Polizei versammelt und der Polizeioberst oder gar der Präsident oder ein höherer Beamter instruiert: „Es ist anzunehmen, daß nach Schluß der Versammlung eine Demonstration vor der spanischen Botschaft oder sonstwie geplant ist. Sofort, wenn die Menge herauskommt, ist jede Zusammenrottung unnachsichtlich zu zersprengen. Auffordern, auseinanderzugehen; wird nicht Folge geleistet, mit den Pferden dreinsprengen, die Waffe blank; sistieren; auseinandertreiben!“ Die Hauptleute prägen's den Leutnants ein; die Leutnants reden noch schärfer und deutlicher mit den Schutzleuten; ein Massenauf-

Aussage des Grafen Hoensbroech in der Gerichtsverhandlung vom 6. Januar 1910:

„Es ist schwer, über das Verhalten der Polizei zu sprechen, ohne eine formelle Beleidigung zu begehen. Nie sah ich etwas ähnliches von Brutalisierung einer Volksmenge, die sich durchaus ruhig verhielt. Ich habe selten eine Versammlung gesehen, die so ruhig verlief wie diese. Ich stand an der Straßenbahnhaltestelle vielleicht zehn Minuten, weil ich wegen der Menge nicht weiterkonnte... Während ich so stand, hörte ich auf einmal einen furchtbaren Spektakel, einen Ansturm von Leuten, und ich sah die Flucht einer Volksmenge. Neben mir stand ein Herr, der tat nichts und rief auch nicht. Da geht ein Polizeileutnant auf den Mann los, packt ihn wie einen Verbrecher an der Gurgel und schmeißt ihn aufs Straßenpflaster... Ich fürchtete für mein Leben, daher ging ich auf einen Leutnant zu und nannte meinen Namen. „Ich verlange“, sagte ich, „Schutz für mein Leben vor Ihren Leuten!“ Er antwortete: „Es tut mir leid, daß Sie hineingekommen sind, wir handeln auf Befehl“. Ich erwiderte: „Die solche Befehle erteilen, sind nicht wert, an ihren Stellen zu sitzen... Die Aufforderung der Schutzleute bestand darin, daß man einfach geknüppelt wurde. Sie sind in so provozierender Weise vorgegangen, daß einem das Blut in den Adern heiß wurde.“

gebot von Schutzleuten; die Kriegsstimmung ist da. Durch gewisse Straßen soll die Menge nicht gehen; die weggehen wollen, werden zurückgedrängt, es entsteht ein Durcheinander, die Polizei wittert hinter dem, was sie selber verschuldet, eine Absicht, und wehe dem, der neugierig stillstand, um zu sehen, was sich entwickeln wird! So ähnlich war's immer, so wird's auch diesmal gewesen sein.

So war's auch aus Anlaß jener Arbeitslosenversammlung. Nur daß da allerlei dunkle Dinge im Hintergrunde vorgegangen waren; die kriegerische Stimmung kam vielleicht nicht bloß vom 18. Januar, vom Friedrichshain, von der Tatsache, daß Anarchisten die Unglücklichsten unter den Arbeitslosen vermocht hatten, aus ihren Höhlen an das Licht der Mittagsonne zu kommen; auch Polizeiagenten und Provokateure haben ihr Spiel getrieben; nicht die friedlichen Versammlungsbesucher haben sie provoziert, aber vielleicht die Polizei, die so viel leichter zu dupieren und zu reizen ist, wie andere Leute. Das war eine denkwürdige Versammlung, die vor 16 Jahren, und ehe wir zu ihrem Nachspiel, der Gerichtsverhandlung, die in anderer Hinsicht noch seltsamer war und die in die Geschichte des preußischen Staates und die Geschichte jeglicher Justiz gehört, übergehen, wollen wir über die Versammlung noch einmal den edeln Zeugen M. von Egidy hören: „Unheimliche Stille empfing den Eintretenden. Kein lautes Wort; nicht das übliche Gesumme, nicht die lebhaft arbeitenden Gesichtsausdrücke, die man sonst in Versammlungen beobachtet. Entkräftung und Furcht kennzeichnete die hierher gekommenen Menschen. So sehr ich auch nach einem freundlicherem Bilde suche, wenn ich verständlich werden will, kann ich nur sagen: man meinte in einen Saal zu treten, in welchem Gefangenen als besondere Vergünstigung gestattet sei, den Sonntag Nachmittag zu verbringen. . . . Die Wärmehallen, das Asyl für Obdachlose, die Auswanderungsbilder auf den Bahnhöfen, die früheren Arbeitslosenversammlungen, nichts hat auf mich einen so schmerzlichen Eindruck gemacht, wie diese Versammlung. . . . Ich war bereits im Jahre vorher bei der großen Arbeitslosenversammlung in den Konkordiasälen gewesen, ebenfalls vom Anfang bis zu Ende. Auch jene erste hat auf mich einen sehr tiefen und niederdrückenden Eindruck gemacht, aber in ihr herrschte mehr Leben. Ich ging damals auch mit dem Eindruck fort, daß fürchterliches

Elend im Volke herrsche, aber ich hatte nicht den Eindruck der Furcht und Niedergeschlagenheit, der für mich überwältigend war. Wir haben reichlich anderthalb Stunden wartend dagesessen (der Einberufer war ausgeblieben und die Versammlung wurde gar nicht eröffnet; es ist sehr wahrscheinlich, daß die Polizei das vorher gewußt hat) und während der ganzen Zeit herrschte lautlose Stille und Niedergeschlagenheit“.

Wegen der Vorgänge nach dieser Versammlung, bei der zum letzten Mal seit 16 Jahren in Berlin versucht worden war, das äußerste Elend demonstrativ zusammenzubringen und zu zeigen, fand am 8. und 9. Mai 1894 eine Gerichtsverhandlung vor dem Berliner Landgericht statt. Angeklagt waren — acht Redakteure wegen Beleidigung der Polizei. Es ist gar nicht zu beschreiben, wie die Angeklagten, die Zeugen, die Rechtsanwälte von dem Vorsitzenden dieses Gerichts behandelt wurden. Er wie der Staatsanwalt schienen kein anderes Bestreben zu haben als kein Fleckchen auf die Polizei kommen zu lassen; es machte den Eindruck, als ob sie sich die Ohren und den Sprechenden den Mund zuhalten wollten, wenn ein Wort gegen diese Institution des Feudalismus fallen wollte. Die Redakteure wurden teils zu hohen Gefängnisstrafen, teils zu Geldstrafen verurteilt; die Polizei war von diesem Gerichtshof freigesprochen, wie dieser Staatsanwalt ihr ein glänzendes Zeugnis ausgestellt hatte.

Dieser Gerichtshof und dieser Staatsanwalt! Denn jetzt kommt erst das Wichtigste; jetzt wird erst die Tatsache erwähnt, die diesen Tag denkwürdig für die Geschichte der Justiz machte. Der Vorsitzende dieses Gerichts hieß Brausewetter, der Staatsanwalt Benedict. Beide hatten schon Jahre hindurch gegen politische und unpolitische, vor allem aber doch gegen politische Angeklagte gewütet. Beide sind wahnsinnig gewesen, haben die Krankheit jahrelang in sich gehabt und dabei ihres Amtes gewaltet; beide sind im Irrenhaus gestorben. Nicht lange nach dieser Verhandlung wurde der Landgerichtsdirektor Brausewetter in die Anstalt geschafft; draußen wußte man nichts davon; es wurde publiziert, daß ihm vom König von Preußen der rote Adlerorden verliehen worden sei, und am nämlichen Tag ist er in Tobsucht gestorben.

Selbstverständlich sind wir nicht so einfältig oder roh, daß wir diesen Kranken irgend Böses nachsagen wollten. Das Böse, das Furchtbare ist, daß sie wegen

WIEGENLIED

*Schlafe, liebes Kind, schlafe ein geschwind!
Hörst du, wie der Nachbar zankt,
Wie im Sturm der Giebel wankt,
Und der Nähmaschine Dröhnen?
Ach, du mußt dich dran gewöhnen;
Bist ja nur ein armes Kind, schlafe ein geschwind!*

*Schlaf, du liebes Kind, ich muss näh'n geschwind,
Sieben Blousen, weiss und fein
Sollen heut noch fertig sein.
Muss dann noch zum Juden laufen,
Kann dir sonst kein Röckchen kaufen,
Und die Milchfrau borgt nicht mehr,
Schrei doch nicht so sehr!*

*Still, du böses Kind, hör' nicht auf den Wind!
Ach, dein Vater kennt dich nicht,
Fragt nicht, wo es uns gebricht;*

*Liebe nannt' er höchste Tugend,
So betört' er meine Jugend.
Und nun schlaf, mein liebes Kind, hör' nicht auf den Wind!*

*Schlafe, liebes Kind, ich muss näh'n geschwind!
Eine Blouse schafft' ich schon,
Vierzig Pfennig ist der Lohn,
Muss dafür das Garn noch geben.
Will ich fristen unser Leben
Muss ich nähen ganz geschwind;
— — — Endlich schläft das Kind!*

M. Herrmann

SAINT-SIMON

Von Sigmund Engländer*)

(Schluß)

St. Simon war jener Eigensinn des Genies, das eine neue Welt organisieren will, angeboren. Hubbard erzählt viele Züge aus seiner Kindheit, um die Energie seines Charakters zu bezeugen. Als er

der Züge, die ihnen der Wahnsinn gab, bei der regierenden Kaste besonders angesehen und wohl gelitten waren; worauf es ankommt, ist die Tatsache, daß Jahre hindurch neben Brausewetter vier Richter, nicht immer die nämlichen, saßen, und daß es doch seine Stimme war, die den Ton in der Verhandlung angab, seine Meinung, die die hohe Strafe diktierte. Nicht seine abnormen Amtshandlungen haben ihn ins Irrenhaus gebracht; nicht als der Staatsanwalt Benedix — nachdem er gegen den Anarchisten Dr. Ladislaus Gumpłowicz wegen verschiedener Reden 2½ Jahre Gefängnis beantragt hatte und dieser darauf erklärt hatte, durch solche Strafe könne er von seiner Gesinnung nicht abgebracht werden — dann aufsprang und rief: „Nunmehr beantrage ich gegen den Angeklagten 8 Jahre Gefängnis!“ — nicht damals erhob sich einer der Richter und sagte: „Nehmen wir den Staatsanwalt fest! Er muß ja gemeingefährlich verrückt sein!“ Die Privatpersonen, die mit den beiden in der Häuslichkeit zusammen waren, haben dem unwürdigen Schauspiel, das Jahre lang zu Ehren der Göttin Justitia aufgeführt wurde, ein Ende gemacht.

Aber was hier bisher hervorgehoben wurde, auch das ist noch nicht das eigentliche Unheil. Das Schlimmste deutet auf ein Uebel hin, das an der Wurzel des deutschen Charakters frißt, und zumal an den deutschen, und ganz besonders an den preußischen Obrigkeiten. Es fehlt da etwas, was man nur schwer mit einem deutschen Worte bezeichnen kann; denn auch unserer Sprache fehlt eigentlich das Wort, wie unserm öffentlichen — und nicht nur dem öffentlichen — Leben die Sache. Die Franzosen nennen es *générosité*; wenn wir dafür „Großmut“ oder „Edelmut“ sagen, klingt es wie etwas Verstiegenes, Verlogenes, wie wenn ein Gymnasiast den Livius oder den Cornelius Nepos übersetzt. Ein gewisser freundlicher Freimut, eine Art Aufwallung des Herzens, die alles wieder gut macht, die fehlt unsern Obrigkeiten ganz, und muß auch unserm Volke fehlen, denn sonst würde es solche Wiederherstellungen, solches Rehabilitieren und solche Herzensreinigung und Aufrichtung des gestörten Gewissens erwarten und verlangen. Hätten die Franzosen ihren Brausewetter gehabt, wie es ganz leicht möglich gewesen wäre, so hätten sie nach der furchtbaren Blamage ohne Zweifel auch wieder gut gemacht, was da vorgefallen gewesen wäre. Vielleicht keine Wiederaufnahme

von Prozessen, vielleicht nur ein paar Worte von der Tribüne herunter oder ein herzlich-schöner Akt auf ganz anderem Gebiet, den man doch mit dem Schlimmen in Verbindung gebracht hätte. Bei uns aber kam nichts der Art; und es wurde auch kaum etwas gefordert und gewiß nichts erwartet. Der Dreyfus-Skandal war auch in Deutschland möglich; o ja, auch bei uns hat es schon Justizmorde gegeben; aber dies öffentliche Wiedergutmachen, das wäre bei uns nicht möglich gewesen. Man wird sagen: der Unterschied kommt daher, daß Frankreich eine Republik hat, in der die Herrschaft abwechselnd von den Parteien ausgeübt wird; wir aber haben eine stetige, und dazu noch auf feudalem Fundament gegründete Monarchie; der Unterschied liegt nicht im Volkscharakter. Worauf aber zu erwidern ist: Schön, sei es so; es hat aber alles seinen Grund; und so hat auch der Grund noch seinen Grund. Woher also kommt es denn aber, daß Frankreich heute eine Republik ist, wir aber eine feudale Monarchie? Von Frankreichs und Deutschlands verschiedener Geschichte, verschiedenem Schicksal kommt es; und das Schicksal ist die äußere Form, die sich der Charakter gestaltet. Jeder lebt sein Wesen, gleichviel, was er erlebt. Das deutsche Volk erlebt, was das deutsche Volk ist.

Daß die schlimmen Ausschreitungen, die von Angehörigen der Berliner Polizei am 18. Januar 1894 begangen worden sind, von Brausewetter geradezu verherrlicht werden durften, daß das nicht, durch kein linderndes Wörtchen gutgemacht wurde, als bekannt geworden war, daß der zum Lohn für sein Auftreten und seine Urteile mit dem roten Adlerorden Begnadete verrückt gewesen war, das hat es bewirkt, daß die Berliner Polizei keine Ruhe fand und wieder zu Zusammenstößen mit der friedlichen Bevölkerung gedrängt wurde, in denen wieder von allzu Dienstfertigen Unrecht getan wurde. Und so hat auch der Justiz das Unrecht, mit dem sie verbündet war, keine Ruhe gelassen, und sie hat noch einmal in der nämlichen Sache urteilen müssen.

Am 6. Januar 1910 hat ein Berliner Schöffengericht die gespenstisch umgehende Justiz von dem Fluche, der in dieser Sache auf ihr lastete, erlöst. Diesmal waren freilich keine Redakteure angeklagt; nur Versammlungsteilnehmer, die die öffentliche Ordnung gestört haben sollten. Aber nicht nur die Freisprechung,

13 Jahre alt war, weigerte er sich, zur ersten Kommunion zu gehen und fügte hinzu, daß, selbst wenn er den väterlichen Befehlen gehorchen sollte, dadurch seine Ueberzeugung nicht im mindesten geändert werden würde. Sein Vater ließ ihn dieser Antwort halber nach dem Gefängnis St. Lazare bringen. Die große Strenge der Gefängniszucht erbitterte ihn; er befahl dem Wächter, ihn gehen zu lassen, und da dieser sich weigerte, so begann er einen Kampf mit ihm, verwundete den Wächter, bemächtigte sich seiner Schlüssel, und es gelang ihm, sich zu einer seiner Tanten zu flüchten, welche endlich den Zorn seines Vaters zu beschwichtigen wußte. Später wurde er, gleichfalls als Knabe, von einem tollen Hunde gebissen. Er legte mit größter Kaltblütigkeit eine brennende Kohle auf die Wunde und lud eine Pistole, entschlossen, sich zu erschießen, falls er die ersten Symptome der Wasserscheu empfinden sollte. In seiner frühesten Kindheit legte er sich eines Tages wie Alcibiades auf die Straße nieder, entschlossen, einen Karren, dessen Führer ihm nicht ausweichen wollte, eher über sich hinweggehen zu lassen, als sein Spiel zu unterbrechen. Man findet in diesen Zügen bereits die ersten Anzeichen eines genialen Eigenwillens.

Mitten in der allgemeinen Erniedrigung der Zeit, im Jahre 1819, veröffentlichte er eine Schrift unter dem Titel „Parabole“, in welcher

er folgenden Gedanken durchführt. „Nehmen wir an“, sagte er, „daß Frankreich plötzlich seine 50 besten Aerzte, seine 50 besten Maler, seine 50 ersten Dichter u. s. w., im Ganzen alle 3000 der ersten Gelehrten, Künstler und Handwerker verlöre. Da diese Männer jene sind, welche die nützlichen Werke hervorbringen, so sind sie die wahre Blüte der französischen Gesellschaft, und Frankreich würde mindestens eine ganze Generation gebrauchen, um dieses Unglück zu reparieren. Denn Männer, welche Werke von wirklichem Nutzen hervorbringen, sind wahre Ausnahmen, und die Natur ist nicht verschwenderisch in Ausnahmen namentlich dieser Art. Nehmen wir nun an, daß Frankreich alle Männer von Genie, welche es in den Wissenschaften, in den Künsten und Handwerken besitzt, bewahrte, aber das Unglück hätte, an einem und demselben Tage den Bruder des Königs, den Herzog von Angoulême, den Herzog von Berry, den Herzog von Orleans, den Herzog von Bourbon, die Herzogin von Angoulême, die Herzogin von Berry, die Herzogin von Orleans, die Herzogin von Bourbon und die Mademoiselle von Condé zu verlieren. Nehmen wir ferner an, daß es gleichzeitig alle seine Kronoffiziere, alle Staatsminister, alle Staatsräte, alle Marschälle, alle Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, alle Superintendenten, Domherren, alle Präfecten und Unter-

nicht nur die Uebernahme auch der Verteidigungskosten durch den Staat, die ganze Art, wie der Amtsrichter die Verhandlung führte, und vor allem die Tatsache, daß auch der Amtsanwalt wohl oder übel die Freisprechung beantragen mußte, all das ist ein starker Stoß gegen die feudale Macht, die als Polizei in unsere Zeit hineinragt.

Wir werden diese Tatsache, daß die Einrichtung der Polizei ein Stück Feudalismus ist, das uns auf Schritt und Tritt zum Aergernis wird, bald einmal vom grundsätzlichen und geschichtlichen Standpunkt aus beleuchten; wir werden auch an Hand von Tatsachen auf die schlimme politische Rolle zu sprechen kommen, die die Polizei vermöge ihrer Organisation und ihrer Geschichte spielen muß; wir werden einmal vom prinzipiellen Standpunkt aus, von dem Standpunkt aus, der da geboten ist, nämlich von dem der Wahrheithaftigkeit, der guten Sitte und des menschlichen Anstandes das Staatsinstitut der Polizeienten und amtlich besoldeten politischen Verräter beleuchten. Heute war es uns nur um diese Feststellung zu tun: die Justiz hatte einen Tag kleiner Ehrenrettung; die Polizei hat eine Schlacht verloren.

y

Marxismus und Sozialismus

Von *Gustav Landauer*.

(Fortsetzung)

Unternehmer, Staat und Arbeiter selbst sichern sich gegen den Zusammenbruch des Kapitalismus, erhalten sich fast instinktiv in ihrer Rolle als Organe des kapitalistischen Getriebes. In diesen Zusammenhang hinein gehört auch der Kampf der Arbeiter in ihren Produzentenorganisationen, den Gewerkschaften, zur Verbesserung ihrer Lebenslage und ihrer Arbeitsbedingungen. Wir haben gesehen, wie die Arbeiter als Produzenten, durch ihr Kassenwesen, regulierend in das eingreifen, was die Marxisten als Verhängnis und unabwendbar bezeichnen. Daneben ist aber eine Hauptaufgabe der Gewerkschaften immer noch der Kampf um höhere Löhne und Verkürzung der Arbeitszeiten auf den Wegen der Unterhandlung und des Streiks.

In dem Kampf um die Erhöhung der Löhne handelt es sich in Wahrheit um den Kampf einzelner, wenn auch vieler und geschlossen auftretender Produzenten gegen die Gesamtheit der Konsumenten; und,

präferkten, alle Beamten in den Ministerien, alle Richter und außerdem zehn Tausend der reichsten Eigentümer verlöre. Dieser Unglücksfall würde gewiß die Franzosen betrüben, weil sie gutherzig sind und nicht mit Gleichgültigkeit eine so große Anzahl ihrer Landsleute verschwinden sehen könnten. Aber dieser Verlust von 30000 Individuen, welche man als die wichtigsten des Staates betrachtet, würde ihnen nur ein sentimentales Bedauern einflößen, weil hieraus dem Staate kein Nachteil erwüchse. Zuförderst deshalb nicht, weil es sehr leicht wäre, die erledigt gewordenen Plätze auszufüllen. Denn es gibt eine große Anzahl von Franzosen, die im Stande wären, die Funktionen des Bruders des Königs ebenso gut durchzuführen als er selbst, sehr viele wäre im Stande, die Plätze der Prinzen ebenso gut einzunehmen als der Herzog von Angoulême, der Herzog von Orleans usw. Die Vorzimmer des Schlosses sind voll von Höflingen, welche die Stellen der höchsten Staatsbeamten einnehmen könnten. Wie viele Kommiss gibt es, die eben so viel wert sind als unsere Staatsminister, wie viele Advokaten haben wir, die ebenso gute Rechtsgelehrte sind als unsere Richter, wie viele Pfarrer, die ebenso viel taugen als Kardinäle, und was unsere 10 000 Eigentümer betrifft, so würden ihre Erben keines Unterrichts bedürfen, um die Herren ebenso gut zu spielen als sie selbst“.

da jeder einmal in diesen Produzentenkampf eintritt: um den Kampf der Arbeiter gegen sich selbst. Die Arbeiter und ihre Organisationen sind in durchaus dilettantischer Art geneigt, das Geld, den Lohn, den sie empfangen, für eine absolute Größe zu nehmen. Es ist kein Zweifel, daß 5 Mark mehr sind als 3 Mark; und so ist es dem Arbeiter freilich zu gönnen und nachzufühlen, daß er sich freut, daß er gestern nur 3 Mark, von heute ab aber 5 Mark Arbeitslohn täglich empfängt. Die Frage ist nur, ob er heut übers Jahr und über 3, 5, 10 Jahre auch noch Grund zum Vergnügen hat. Denn Geld ist nur der Ausdruck der Beziehungen der Preise und Löhne zu einander; es kommt alles auf die Kaufkraft des Geldes an.

Selbstverständlich werden aber durch die Erhöhung der Löhne, genau ebenso wie durch andere Steuern und Zölle, die Preise der Waren erhöht. Natürlich ist nun der Klavierarbeiter geneigt, folgendermaßen zu argumentieren: Was liegt mir viel daran, daß die Klaviere teurer geworden sind! Ich bekomme höheren Lohn und kaufe mir kein Klavier, sondern Brot, Fleisch, Kleider, Wohnung usw. Und selbst der Weber z. B. kann sagen: Wenn auch die Stoffe, die ich kaufe muß, teurer werden; ich habe nur einen kleinen Teil meines Bedarfs verteuert, habe aber meinen ganzen Lohn, mit dem ich meinen ganzen Bedarf decke, vergrößert.

Die Antwort auf diese und alle ähnlichen Einwendungen des privaten Egoismus sei gleich in der grundsätzlichen, umfassenden Form gegeben, die wir P. J. Proudhon verdanken. „Was in ökonomischer Dingen für den einfachen Privatmann Geltung hat, wird in dem Augenblick falsch, wo man es auf die ganze Gesellschaft ausdehnen will“.

Die Arbeiter benehmen sich in ihren Lohnkämpfern durchaus, wie sie sich als Teilhaber der kapitalistischen Gesellschaft benehmen müssen: als Egoisten, die mit dem Ellbogen kämpfen, und, da sie allein nichts ausrichten könnten, als organisierte, vereinigte Egoisten. Organisiert und vereinigt sind sie als Branchengenossen. Alle diese Branchenvereinigungen zusammen bilden die Gesamtheit der Arbeiter in ihrer Rolle als Produzenten für den kapitalistischen Warenmarkt. In dieser Rolle führen sie einen Kampf, wie sie meinen, gegen die kapitalistischen Unternehmer, in Wahrheit aber gegen sich selbst in ihrer Wirklichkeit als Konsumenten.

St. Simon wurde wegen dieses verbrecherischen Gedankens, daß der Tod der königlichen Prinzen minder nachteilig wäre als das Abtreten eines geschickten Fabrikanten, in einen Kriminalprozeß verwickelt und von der Jury frei gesprochen.

Als St. Simon diese Schrift schrieb, war er, der Nachkömmling einer der ältesten, adeligen Familien Frankreichs, dessen Ahnen bis auf Karl den Großen hinaufreichten, Kopist im königlichen Pfandhaus, mit einem Jahresgehalt von 1000 Francs, und in diesem Leihhause, in dem das soziale Elend ihm klar werden mußte, und in dem er so viele von Kummer starr gewordene Gesichtszüge wahrnehmen konnte, schrieb er diese Flugschrift, die so reich an beißender, bitterer Ironie ist und die eine wahre Kriegserklärung gegen alle Autoritäten der Gesellschaft bildet. Er schrieb sodann weitere Apotheosen der Industrie in mehreren Werken, für die er die Kosten, welche die Veröffentlichung machte, bloß durch Betteln zusammen zu bringen vermochte. Deß ungeachtet hat er keinen Augenblick aufgehört, sich als einen Reformator der menschlichen Gesellschaft zu betrachten. Er schrieb damals in einem Gesuche um Unterstützung: „Seit 14 Tagen lebe ich bloß von Brot und Wasser, ich arbeite ohne Feuer in meinem Kamine und habe sogar Kleider verkauft, um nur die Kosten des Abschreibens

Der sogenannte Kapitalist ist nicht eine feste, greifbare Gestalt: er ist ein Vermittler, an dem freilich viel hängen bleibt; aber die Hiebe, die ihm der als Produzent kämpfende Arbeiter versetzen will, bleiben nicht an ihm hängen. Der Arbeiter schlägt zu, schlägt wie durch ein durchlässiges Scheingebilde hindurch und trifft sich selbst.

In den Kämpfen innerhalb des Kapitalismus können immer nur die wirkliche Siege, d. h. bleibende Vorteile erringen, die als Kapitalisten kämpfen. Ist ein Ingenieur, ein Direktor, ein kaufmännischer Angestellter seinem Chef oder seiner Aktiengesellschaft vermöge seiner persönlichen Tüchtigkeit oder seines Wissens um Geschäftsgeheimnisse unentbehrlich, so kann er etwa eines Tages sagen: Bisher habe ich 20000 Mark Gehalt, gib mir 100000, sonst gehe ich zur Konkurrenz! Wenn er das durchsetzt, hat er vielleicht für die Zeit seines Lebens einen endgiltigen Sieg errungen; er ist als Kapitalist vorgegangen; Egoismus hat mit Egoismus gekämpft. So kann auch manchmal ein einzelner Arbeiter sich unentbehrlich machen, seine Lebenshaltung verbessern oder ganz in den Bezirk des Reichtums eingehen. Sowie die Arbeiter aber in ihren Gewerkschaften kämpfen, machen sie sich zu Nummern, deren jede persönlich bedeutungslos ist. Sie akzeptieren damit ihre Rolle als Maschinenteile, sie agieren nur noch als Teile der Gesamtheit und die Gesamtheit reagiert gegen sie.

Die Arbeiter bewirken also durch ihren Produzentenkampf eine Verteuerung der Herstellung aller Artikel. Diese Verteuerung, auch wenn es sich zum Teil um Luxusartikel handelt, bewirkt doch eine Erhöhung der Preise vor allem in den Artikeln des notwendigen Massenbedarfs. Und zwar nicht eine verhältnismäßige, sondern eine unverhältnismäßige Erhöhung. Bei steigenden Löhnen steigen die Preise unverhältnismäßig hoch; bei sinkenden Löhnen dagegen sinken die Preise unverhältnismäßig langsam und wenig.

Es ergibt sich: auf die Dauer und im Ganzen muß der Kampf der Arbeiter in ihrer Rolle als Produzenten die Arbeiter in ihrer Wirklichkeit als Konsumenten schädigen.

Hier wird nicht im geringsten gesagt, die ungemaine Verteuerung des Lebens, die Erschwerung des Lebens für viele komme ganz oder auch nur zur Hauptsache auf Rechnung der Arbeiter selbst. Es hat viel zu-

sammengewirkt, und immer war der Egoismus schuld, der keine Gesamtwirtschaft und damit keine Kultur kennt. Einer dieser Faktoren war der Kampf der Produzenten, die sich mit diesem Kampf ausdrücklich darin gefunden haben, Glieder des Kapitalismus, aber auf seiner untersten Stufe zu sein. Alles, was die Kapitalisten als Kapitalisten tun, ist gemein; was die Arbeiter als Kapitalisten tun, ist proletarisch gemein. Natürlich ist damit nur gesagt, daß sie sich in eine gemeine Rolle gefunden haben; das ändert nichts daran, daß sie außerhalb und innerhalb dieser Rolle brav, wacker, edelmütig, heldenhaft sein können. Auch Räuber können heldenhaft sein; die Arbeiter aber in ihrem Kampf um Lohn- und Preiserhöhung sind Räuber, ohne es zu wissen, Räuber an sich selbst.

Man wird bemerken wollen, die Gewerkschaften kämpften mit den Streiks gar nicht bloß um Lohn-erhöhung, sondern auch um Verkürzung der Arbeitszeit, aus Solidarität mit Gemaßregelten, um ihre Arbeitsnachweise usw.

Darauf ist zu erwidern, daß in diesem Zusammenhang aber lediglich von der Wirkung der Lohnerhöhung die Rede sein sollte, und daß der uns seltsam mißverstehen würde, der meinte, es solle hier ein Kampf gegen die Gewerkschaften geführt werden. O nein! Es wird anerkannt, daß die Gewerkschaft eine durchaus notwendige Organisation innerhalb des Kapitalismus ist. Man verstehe doch endlich, was hier überhaupt gesagt wird. Hier wird anerkannt, daß die Arbeiter nicht eine revolutionäre Klasse, sondern ein Haufen armer Schlucker sind, die im Kapitalismus leben und sterben müssen. Hier wird zugegeben, daß für den Arbeiter die „Sozialpolitik“ des Staats, der Gemeinden, die proletarische Politik der Arbeiterpartei, der proletarische Kampf der Gewerkschaften, das Kassenwesen der Gewerkschaften Notwendigkeiten sind. Es wird auch eingeräumt, daß die armen Arbeiter gar nicht immer in der Lage sind, die Interessen der Gesamtheit, auch nur der Gesamtheit der Arbeiterschaft zu wahren. Die Branchen müssen ihren egoistischen Kampf führen; denn jede Branche ist ja gegenüber allen andern eine Minderheit und muß sich angesichts der steigenden Verteuerung der Lebensmittel ihrer Haut wehren.

Aber alles, was hier anerkannt, zugegeben, eingeräumt wird, sind lauter Schläge für den Marxismus, der ja die Arbeiter in ihrer Rolle als Produzenten

meines Werkes bestreiten zu können. Bloß meine Leidenschaft, die Wissenschaft und das allgemeine Glück zu befördern, und der Wunsch, ein Mittel aufzufinden, um auf eine friedliche Weise die schreckliche Krisis, in welcher sich die europäische Gesellschaft befindet, zu überwinden, haben mich in dieses Elend gestürzt, ich kann also ohne Erröten mein Elend eingestehen und um jene Hilfe nachsuchen, die mir notwendig ist, um mein Werk fortzusetzen“.

Als St. Simon 1823 im Elend war, schrieb er an Ternaux einen Brief, in dem er diesem mitteilte, daß er sich ums Leben gebracht hätte. Er legte seine Uhr auf den Tisch und wollte noch die letzten Stunden seines Lebens an einer seiner Schriften arbeiten. Auf dem Tische lag gleichzeitig eine Pistole, die mit Rehschrot geladen war. Als der Zeiger die Stunde erreicht hatte, die er für sein Lebensende bestimmt hatte, drückte er los, der Schuß ging durch das Auge, aber nicht in das Gehirn. Er blutete heftig auf seinem Bette und wurde in dieser Position von seinen Freunden Sarladière und Compte gefunden. Das erste Wort, das er an sie richtete, zeigte gleichfalls bloß ein wissenschaftliches Interesse. Er fragte: „Wie kann ein Mensch sieben Stück Rehschrot im Kopfe haben und noch leben und denken!“ St. Simon wurde vom Tode gerettet und hatte bloß das Auge verloren.

Der Arzt aber, der das siebente Schrotkorn nicht sogleich fand, glaubte, dasselbe sei im Kopfe geblieben und hatte ihm erklärt, er werde im Laufe der Nacht sterben“. — „Nun“, rief St. Simon, „benutzen wir noch diese wenigen Stunden, um über Ihr wissenschaftliches Werk zu sprechen“.

Sein Todestag bewies später auf dieselbe Art, welche ungewöhnliche Energie der philosophische Begründer des industriellen Systems besaß. Er starb am 19. Mai 1825 um zehn Uhr Abends. Der berühmte Phrenolog Gall war der erste Arzt, der um 12¹/₂ Uhr seine Brust untersuchte und ihn aufgab. Um drei Uhr besuchten ihn Ardouin, Broussais, Burdin und andere Aerzte. „Die Konsultation ist sehr leicht“, sagte einer dieser Aerzte, „der Kranke befindet sich in seiner Agonie“. Daß ungeachtet behielt St. Simon bis zum Augenblicke seines Todes seine volle Geisteskraft und wollte noch den letzten Moment zu wissenschaftlichen Diskussionen benutzen. Er beantwortete alle Fragen der Aerzte mit Klarheit und sagte dann zu denselben: „Meine Herren, ich bin glücklich, einen neuen Gegenstand der wissenschaftlichen Beobachtung für Sie abzugeben: Sie sehen einen Menschen vor sich, der in einer so furchtbaren Krisis sich befindet, daß kein Mensch ihr widerstehen kann, der aber seinen Geist so voll von Gedanken über

nicht als die armselige unterste Stufe des Kapitalismus, sondern als die vom Schicksal erkorenen Träger der Revolution und des Sozialismus auffassen will.

Dagegen wird hier gesagt: nein. All diese Dinge sind im Kapitalismus notwendig, solange es die Arbeiter nicht verstehen, aus dem Kapitalismus auszutreten. Aber es führt das alles nur immer im zwingenden Kreise des Kapitalismus herum; es kann alles, was innerhalb der kapitalistischen Produktion geschieht, nur immer tiefer in sie hinein, aber nie aus ihr herausführen.

Wir wollen die selbe Sache das nächste Mal noch einmal kurz von einer andern Seite betrachten.

Das Gesetz der Armut

Von P. J. Proudhon*)

I.

Von allen Notwendigkeiten unserer Natur die gebieterischste ist der Zwang uns zu ernähren. Einige Schmetterlingsarten, sagt man, brauchen keine Nahrung zu sich zu nehmen; aber sie haben sich schon als Ranpen vollgefressen und haben nur ein sehr vergängliches Dasein. Soll man sie zum Sinnbild des englischen Lebens machen, das von der Haft des Fleisches befreit ist? Mögen es die entscheiden, die an Gleichnissen Gefallen finden. Wie dem auch sei, der Mensch hat an der allgemeinen Bedingung alles tierischen Lebens teil: er muß essen oder, ökonomisch zu sprechen, konsumieren.

Das ist auf dem Gebiete der Oekonomie unser erstes Gesetz; ein furchtbares Gesetz, das uns wie eine Furie verfolgt, wenn wir ihm nicht durch Vorsorge nachzukommen verstehen oder wenn wir darüber jede andere Pflicht vergessen und uns zu seinen Sklaven machen. Mit dieser Notwendigkeit, unsern Unterhalt zu finden, stehen wir den wilden Tieren ganz nahe; und unter dem Stachel dieser Notwendigkeit machen wir uns zu Schlimmerem als wilde Tiere sind, wenn wir uns in der Ausschweifung wälzen oder wenn wir, vom Hunger getrieben, keine Scheu tragen, zur Befriedigung unsres Verlangens zum Beug, zur Gewalttat und zum Mord zu schreiten.

Es sieht jedoch so aus, als ob der Schöpfer, der diese Daseinsform für uns gewählt hat, seine Absichten gehabt hätte. Das Bedürfnis des Unterhalts treibt uns zur Industrie und zur Arbeit: das ist unser zweites Gesetz. Was ist nun Industrie und Arbeit anders als die zugleich körperlich und geistige Ausübung der Kräfte eines Wesens, das zugleich Körper und Geist ist? Die Arbeit ist nicht allein zur Erhaltung unsres Leibes notwendig, sie ist unentbehrlich für die Entwicklung unsres Geistes. Alles, was wir besitzen, alles, was wir wissen, entspringt der Arbeit; jede Wissenschaft, jede Kunst entstammen ihr ebenso wie jeder Reichtum. Auch die Philosophie ist

*) Dem 2. Bande des 1861 erschienenen Werkes „Krieg und Frieden. Untersuchungen über Prinzip und Verfassung des Völkerrechts“, das nie ins Deutsche übersetzt worden ist, entnehmen wir diese Bruchstücke, deren Veröffentlichung bereits in No. 20 des vorigen Jahrgangs angekündigt war; siehe in jener Nummer die Vorbemerkung auf S. 155.

die Werke seines Lebens hat, daß er sich nicht mit Ihnen über seine Krankheit besprechen kann. Tun Sie, was Sie für gut finden, ich habe mein volles Vertrauen zu Ihnen.“ Seine Freunde hielten es hierauf für eine Pflicht, ihn zu fragen, ob ein Mitglied seiner Familie, z. B. der General St. Simon, zu ihm berufen werden solle. Er drückte energisch seinen Willen aus, seine letzten Augenblicke bloß der Ausarbeitung seiner Ideen zu widmen, und beharrte in diesem Entschlusse, ohne bis zu seinem Tode einen Augenblick Schwäche zu zeigen. Der Tod kam immer näher. Um sechs Uhr fragte ihn Dr. Bailly, ob er leide? „Nein“, war die Antwort, obschon er fürchterlich leiden mußte. „In keinem Teile Ihres Körpers?“ fragte der Arzt. „Ich müßte übertreiben“, sagte St. Simon, „wenn ich sagen wollte, daß ich gar nicht leide, aber was liegt daran, sprechen wir von etwas Anderem“. Er bat hierauf Diejenigen, die im Zimmer waren, sich um ihn herum zu setzen. O. Rodrigues, Bailly und Leon Halevy, die zugegen waren, näherten sich ihm sodann, und mit einer Stimme, die vom Todesröcheln unterbrochen war, mit einem kaum wahrnehmbaren Pulsschlage und einem beinahe erloschenen Auge sagte er die folgenden Worte (welche bereits der Geschichte angehören):

„Seit zwölf Tagen beschäftigte ich mich mit einer Kombination,

nur eine Art, die Ergebnisse unserer Erfahrung, das heißt unseren Arbeit, zu verallgemeinern und abstrakt zu machen.

So sehr uns das Gesetz des Verzehrs niederzudrücken schien, so sehr erhebt uns das Gesetz der Arbeit. Wir leben nicht ausschließlich vom Leben des Geistes, weil wir keine reinen Geister sind; durch die Arbeit aber vergeistigen wir unser Dasein mehr und mehr; dürfen wir also über sie klagen?

Hier erhebt sich eine Frage, eine der ernstesten Fragen, von deren Beantwortung unser gegenwärtiges Wohl, und wenn wir uralten Mythen glauben dürfen, unser zukünftiges Heil abhängt.

Was braucht der Mensch für seinen Bedarf? Wieviel muß er also, wieviel kann er herstellen? Wieviel hat er zu arbeiten?

Die Antwort auf diese Frage wird unser drittes Gesetz bilden.

Bemerken wir zuerst, daß beim Menschen die Fähigkeit zu verzehren unbeschränkt ist, während die Fähigkeit zu produzieren es nicht ist. Das liegt in der Natur der Sache: verzehren, verschlingen, vernichten ist eine negative, chaotische, unbegrenzte Fähigkeit; hervorbringen, schaffen, organisieren, Form und Wesen geben ist eine positive Fähigkeit, deren Gesetz die Zahl und das Maß, das heißt die Beschränkung ist.

Blicken wir um uns: alles hat in der erschaffenen, ich meine in der formal bestimmten Natur sein Maß. Die Kugel, die wir bewohnen, hat einen Umfang von 40 000 Kilometern; sie dreht sich in vierundzwanzig Stunden um sich selbst, in 365¹/₄ Tagen um die Sonne. Bei seiner Umdrehung um sich selbst wendet unser Erdball abwechselnd seine beiden Pole der Sonne zu. Seine Atmosphäre ist nicht über zwanzig Meilen hoch; der Ozean, der vier Fünftel seiner Oberfläche bedeckt, erreicht im Durchschnitt keine größere Tiefe als dreitausend Meter. Das Licht, die Wärme, die Luft und der Regen sind uns ohne Zweifel in genügender Menge zugemessen, aber sicher nicht im Uebermaß, man möchte fast sagen, mit einer gewissen Sparsamkeit. In der Oekonomie der Erdkugel bringt das kleinste Zuviel, das kleinste Zuwenig Unordnung hervor. Eben dieses Gesetz herrscht über Tiere und Pflanzen. Die gewöhnliche Dauer des Menschenlebens übersteigt kaum siebzig Jahre. Der Ochse braucht sechs Jahre, um auszuwachsen; der Hammel zwei Jahre; die Auster drei Jahre. Eine Pappel von fünfunddreißig Zentimetern Durchmesser ist mindestens fünfundzwanzig Jahre alt; eine Eiche, die so dick ist, hat hundert Jahre dazu gebraucht. Das Getreide und die meisten Pflanzen, die wir zu unserer Nahrung bauen, wachsen in einem halben Jahre heran. In der ganzen gemäßigten Zone, der besten des Erdballs, erntet man im Laufe des Jahres im großen Ganzen nur einmal; und wie viele weite Flächen giebt es auf dem festen Teil unseres Planeten, die unbestellbar und unbewohnt sind!

Wenden wir uns zum Menschen, dem Verwalter und Nutzniesser in diesem Reich. Seine Muskelkraft erreicht durchschnittlich nicht den zehnten Teil einer Pferdekraft. Er kann, ohne sich zu erschöpfen, im Tag nicht mehr als zehn Stunden, im Jahr nicht mehr als dreihundert Tage wirkliche Arbeit leisten. Er kann nicht einen Tag ohne Nahrung bleiben; er kann nicht auf die Hälfte seiner Nahrungsmenge heruntergehen. Im Beginn, als das Menschengeschlecht auf der Erde dünn gesät war, lieferte ihm die Natur reichlich, was es brauchte. Das war das goldene Zeitalter, das Zeitalter des Ueberflusses und des Friedens, dem die Dichter nachtrauern, seit die Menschheit gewachsen ist und sich vermehrt hat, seit dadurch die Notwendigkeit, zu arbeiten, immer dringlicher geworden ist und die Hungersnot die Zwietracht hervorgerufen hat. Jetzt übersteigt die Bevölkerung unter allen Himmelsstrichen die Naturvorräte weitaus, und man kann getros-

welche am besten geeignet wäre, unsere journalistische Unternehmung (den „Producteur“) reussieren zu lassen. Seit drei Stunden beschäftige ich mich, wie ich Euch meine Gedanken am besten erklären könne. Rodrigues, vergiß nicht, daß man, um große Dinge durchzuführen, von einer Leidenschaft begeistert sein muß. Mein ganzes Leben ist zusammengefallen in einem einzigen Gedanken: allen Menschen die freie Entwicklung ihrer Fähigkeiten zu verbürgen“. Er war schon im Todeskampf als er noch hinzufügte: „Acht und vierzig Stunden nach unserer zweiter Publikation wird die Partei der Arbeiter konstituiert sein, die Zukunft gehört uns“. Mit diesen Worten starb er.

ZUM WEITERDENKEN

Der Genius ist immer einsam gewesen. Einsam schafft er und bringt das Geschlecht durch einen Gedankenblitz weiter als Millionen rasonieender, brüderlich mit einander faselnder Hohlköpfe.

Freiligrath

*

Es bleibt einem jeden immer noch so viel Kraft, das auszuführen, wovon er überzeugt ist.

Goethe

sagen, daß der Mensch im Zeitalter der Zivilisation, in das er vor unvordenklichen Zeiten eingetreten ist, nur von dem existiert, was er durch zähe Arbeit der Erde entreißt. Im Schweiß seines Angesichts sollst du dein Brot essen. Das nennt er produzieren, Reichtum schaffen; denn die Dinge, die er verzehrt, haben für ihn nur durch den Nutzen, den er in ihnen findet und durch die Arbeit, die sie ihm kosten, Wert. So kommt es, daß zufolge dieser Entwicklung der Bedingungen des Wohlstands Ueberfluß und Reichtum hier als entgegengesetzte Ausdrücke erscheinen. Es kann sehr wohl Ueberfluß ohne Reichtum geben, und ebenso Reichtum ohne Ueberfluß: beide Ausdrücke bezeichnen also gerade das Gegenteil dessen, was sie zu besagen scheinen.

Es ergibt sich: der Mensch erlangt im Zustande der Zivilisation durch die Arbeit, was der Unterhalt seines Körpers und das Gedeihen seiner Seele beanspruchen, nicht mehr und nicht weniger. Diese gegenseitige strenge Beschränkung unserer Produktion und unseres Konsums nenne ich Armut und sie ist das dritte der organischen Gesetze, die uns die Natur gegeben hat. Man darf sie nicht mit dem Pauperismus, das heißt der Entbehrung, der Entblößtheit oder dem Notstand verwechseln; davon sprechen wir später.

Hier erhebe sich, und ich darf es nicht verhehlen, das allgemeine Vorurteil gegen mich.

Die Natur, sagt man, ist unerschöpflich; die Arbeit wird immer produktiver. Wir sind weit davon entfernt, die Erde, unsere alte Nährmutter, zur Leistung all dessen zu bringen, was sie uns geben kann. Es wird ein Tag kommen, wo der Ueberfluß, der nie an Wert verliert, Reichtum heißen kann, wo der Reichtum also im Ueberfluß da sein wird. Dann haben wir von Gütern aller Art die Fülle und leben in Frieden und Wonne. Dein Gesetz der Armut ist also falsch.

Der Mensch täuscht sich gern mit Worten. Die größte Schwierigkeit seines Philosophierens wird immer sein: seine eigene Sprache zu verstehen. Die Natur ist insofern unerschöpflich, daß wir in ihr fortwährend neue nutzbare Dinge finden, aber nur unter der Bedingung, daß die Arbeit unaufhörlich wächst; und das durchbricht unsre Regel nicht. Die reichsten, auch an Industrien reichsten Nationen sind die, die am meisten arbeiten. Sie sind es zugleich, bei denen, aus einer Ursache, die wir bald aufzeigen werden, das Elend immer größer wird. Das Beispiel dieser Nationen kann das Gesetz nicht widerlegen; es bestätigt es vielmehr. Was den Fortschritt der Industrie angeht, so zeigt er sich am meisten in den Dingen, die nicht unbedingt zum Leben erforderlich sind und für die wir die unmittelbare Tätigkeit der Natur weniger brauchen. Aber wenn diese Gattung von Produkten nur eine Winzigkeit über die Menge hinausgeht, die ihr von dem erzielten Vorrat an notwendigen Lebensmitteln streng angewiesen wird, so sinken sie sofort an Wert: all dieser Ueberfluß gilt für nichts. Der gesunde Menschenverstand, der noch eben dem Reichtum nachzujagen schien, will doch nichts davon wissen, daß die Produktion die Grenze der Armut überschreitet und widersetzt sich der darüber hinausgehenden Produktion.

Aus alledem ergibt sich, daß uns angesichts einer unbegrenzten Gabe des Verzehrens und einer notwendiger Weise begrenzten Produktivkraft, die genaueste Wirtschaftlichkeit anbefohlen ist. Mäßigkeit, Einfachheit, tägliches Brot durch tägliche Arbeit, Elend als Strafe für Schwelgerei und Faulheit: das ist das erste unserer Moralgesetze.

So ist es der Natur, als sie uns der Notwendigkeit unterwarf, zu essen, um zu leben, nicht eingefallen, uns ein Leben der Lüste zu versprechen, wie es die Bauchphilosophen und Epikuräer behaupten; sie hat uns vielmehr Schritt für Schritt zum asketischen und geistigen Leben führen wollen; sie lehrt uns Nüchternheit und Ordnung und bringt uns dazu, sie liebzugewinnen. Unsere Bestimmung ist nicht der Genuß, Aristipp mag sagen, was er will: das giebt uns die Natur nicht und wir können es nicht uns allen schaffen, weder durch Industrie noch durch Künste aller Art, was im vollen Sinne des Wortes, so wie es die sensualistische Philosophie versteht, die aus der Wollust unser höchstes Gut und unsern Zweck macht, genießen heißt. Wir haben keinen andern Beruf, als unser Herz und unsern Geist zu bestellen, und um uns dazu zu helfen, im Notfall uns dazu zu zwingen, hat uns die Vorsehung die Armut zum Gesetz gemacht: Selig sind die Armen im Geiste. Daher kommt es auch, daß nach den Alten die Mäßigung die erste der vier Kardinaltugenden ist; daß im Zeitalter des Augustus die Dichter und Denker der neuen Zeit, Horaz, Virgil, Seneca die goldene Mitte feierten und die Verachtung des Luxus predigten; daß Christus, in einer noch ergreifenderen Art, uns anweist, wir sollen Gott bitten, uns, für all unser Glück, unser tägliches Brot zu geben. Sie sahen alle ein, daß die Armut die Grundlage der sozialen Ordnung und unser einziges Glück hinieden ist.

Eine Tatsache, die oft angeführt wird, deren wahren Sinn man aber nicht erfaßt zu haben scheint, ist das mittlere Einkommen auf den Tag und den Kopf in einem Lande wie Frankreich, das eines der glücklichsten gelegenen der Erde ist. Dieses Einkommen ist vor etwa

dreißig Jahren von den einen auf 56 Centimes, von den andern auf 69 Centimes berechnet worden. Ganz neuerdings hat ein Mitglied der gesetzgebenden Körperschaft, Herr Auguste Chevalier, in einer Etatsrede das Gesamteinkommen der Nation auf 13 Milliarden berechnet, das ergiebt auf den Tag und auf den Kopf 98 Centimes. Aber man hat dieser Schätzung Rechenfehler und offenbare Uebertreibungen vorgeworfen und es scheint, daß diese Ziffer von 13 Milliarden um mindestens anderthalb Milliarden verkürzt werden muß; das giebt auf den Tag und den Kopf 87,5 Centimes und für jede Familie von vier Personen 3 Fr. 50 täglich (2 Mark 80 Pfennig).

Bedienen wir uns dieser Ziffer. Eine Familie von vier Köpfen kann mit 3 Fr. 50 täglichem Einkommen leben. Aber es leuchtet ein, daß da kein Luxus möglich ist; Mutter und Töchter können keine seidenen Kleider tragen; der Vater kann nicht ins Wirtshaus gehen; wenn Arbeitslosigkeit, Krankheit, Unfall kommt, wenn ein Laster ins Haus gelassen wird, ist das Defizit da und bald die Not. Das ist das Gesetz, das strenge Gesetz, dem sich, mit seltenen Ausnahmen, keiner entziehen kann, es sei denn auf Kosten der andern; das Gesetz, für das der Sold des Soldaten und des Matrosen und im großen Ganzen jeder Arbeitslohn Beispiele sind, und das schließlich ganz und gar aus uns gemacht hat, was wir wert sind, aus uns gemacht hat, was wir sind. Die Armut ist die wahrhafte Vorsehung des Menschengeschlechts.

Die Statistik beweist also, daß eine Nation wie unsre, die sich der besten Bedingungen erfreut, bei einer mittleren Ernte, nur soviel hervorbringt, wie ihr genügt. Man kann diese Feststellung für jedes Land machen: überall wird man zu dem Schluß kommen, von dem zu wünschen wäre, daß wir alle von ihm durchdrungen wären: die Bedingung, unter der der Mensch auf der Erde weilt, ist Arbeit und Armut; sein Beruf ist denken und gerecht sein; seine erste Tugend ist Mäßigung. Wenig brauchen, viel arbeiten und immer lernen: das ist unsre Bürgerregel.

Wird man wieder einwenden wollen, dieses Einkommen von 87,5 Centimes auf den Tag und den Kopf sei nicht das letzte Wort der Industrie, die Produktion könne verdoppelt werden? Dann würde ich zur Antwort geben, daß, wenn die Produktion doppelt so groß wäre, die Bevölkerung sich auch verdoppelt hätte, was zu nichts führen könnte. Aber sehen wir uns die Sache noch näher an.

(Ein zweiter Artikel folgt)

AUFRUF ZUR FREIEN SCHULE

Die Gruppe „Gemeinschaft“ des Sozialistischen Bundes hat als Einladung zu einer Vorberatung das folgende Schreiben verschickt:

Die unterzeichnete Gruppe des Sozialistischen Bundes hat es zu einer ihrer Aufgaben gemacht, zur Begründung von freien Schulen auf genossenschaftlicher Grundlage kräftige Anregung zu geben und Vorbereitungen zu treffen. Wir sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Kreise, die in den einzelnen deutschen Staaten den Inhalt und die Form des Unterrichts und der Erziehung bestimmen, wie sie den Kindern des Volks gewährt werden, kein Interesse daran haben, in den Kindern den ursprünglichen Geist der Frische, der Selbständigkeit, der eigenen Prüfung, der Impulsivität und tapferen Besonnenheit zu lassen, und zu fördern. Wir kennen die immer stärker anwachsende Bewegung, die auch in Deutschland unsre besten Schulmänner und Schulfrauen und weite Kreise erfaßt hat und die zur radikalen Reform des Lernstoffs und der Unterrichtsmethode drängt. Sie will den Lehrern wie den Schülern wahre Freude am Unterricht geben; sie will dem Verhältnis des Lehrers zum Schüler den größtlichen Charakter der Autorität und des Gehorsams nehmen; sie scheint zu wissen, daß in der guten Zeit europäischer Kultur die universitas nicht eine unorganische Zusammenstoppelung toter Lehrfächer, sondern die Gemeinschaft, die Genossenschaft von Lernenden und Lehrenden, die Korporation bedeutete; sie will also unter Unterricht nicht ödes, theoretisches Lernen von Uninteressantem, sondern das Eingehen auf die Interessen des Kindes verstehen und will nie vergessen, daß das Kind freilich ein Wachsendes und demnach eine Vorstufe, eine Art Mittel zum Zweck ist, vor allem aber in jedem Alter ein Gewachsenes, ein Fertiges, eine Stufe, ein Selbstzweck. Diese Bewegung will Lernen und Leben, Lernen und Spielen, Lernen und Betätigung, Lernen und Schaffen wertvoller Tatsächlichkeiten in ihre natürliche Verbindung bringen; sie weiß — oder sollte doch wissen — daß die Trennung des Schülers vom Lehrling, der Schulzeit von der Lehrzeit ein Uunding und ein Zeichen der Unkultur ist; sie geht schließlich nicht darauf aus, in den Schüler etwas hineinzutrichern, sondern aus ihm das Eigene, das in ihm ist, herauszuholen, zu steigern und so die Welt zum Persönlichen, das Persönliche zum Weltgewachsenen und Weltumfassenden zu machen.

Alle diese weitverzweigten Tendenzen scheinen uns zusammengehören in ihrer Aufgabe: *die Grundlage zu sein für die Erneuerung unseres Volkes*, vor allem durch die Bekämpfung der Uniformierung und Disziplin und die Förderung der Originalität. Zum Volke, zur Kulturgemeinschaft erwachsen wir gewiß nicht durch militärisch organisierte und disziplinierte Massenkadres, sondern durch die Erweckung eines schöpferischen Geistes, vermöge dessen die Ungleichen, die Selbständigen, die Festen und Knorrigen im Gleichen verbunden sind; im Drange, die Einrichtungen des Austausches gleicher, äquivalenter Werte zu schaffen und so fürs Gemeinsame Einrichtungen der Gemeinsamkeit zu sichern, im übrigen aber jeden im Eigenen ungestört sich selbst zu überlassen.

Uns dünkt nun, daß alle diese Tendenzen zur Umgestaltung der Schule unnatürlich langsam nur ganz Winziges erreichen, weil die Reformen nicht wissen, an wen sie sich zu wenden haben. Wir sagen nichts gegen die Reformen in den bestehenden Staats- und Gemeindeschulen. Wir denken nicht daran, unsere Zeit mit der Bekämpfung dessen zu vergeuden, was andere zu tun sich gedrungen fühlen. Wir aber wollen unser Eigenes tun.

Wir nun wissen allerdings, daß die *Gemeinde* von je der Kern alles echten, freien Volkstums in den Zeiten der Kultur gewesen ist und auch bei uns wieder werden muß. Heutigen Tags aber ist den Gemeinden jede Freiheit und Regsamkeit durch die Umklammerung des Staats, oft auch noch der Kirche, genommen. Rechte Gemeinden, die energisch die Regulative des Staats, die aus den Zeiten des Feudalismus stammen und auch heute noch den Junkern dienen, abschütteln, bekommen wir in Stadt und Land erst, wenn freie und energische Volksgenossen, die durch Zusammenschließen ihrer Kräfte

freie Schulgemeinden

bilden, mit umfassender Initiative vorangehen. Unsere Losung ist:

Privatschulen fürs Volk!

Privatschulen, die zunächst freilich noch an die bestehenden Bestimmungen gebunden sind, die aber — jeder Fachmann, jeder, der auf irgend einem Gebiet der Verordnungen je selbständig vorging, weiß es — auch im Rahmen dieser Bestimmungen eine ganz andere Bewegungsfreiheit haben, als die bestehenden Gemeindeschulen, die in Wahrheit Staatsschulen sind. Erst wenn wir durch eigene Genossenschaftsorganisationen von uns gegründete Gebilde zu verteidigen und auszugestalten haben, wird der Ruf:

*Fort mit der Einmischung des Staats und der Kirche
in unsere Schulen!*

Freiheit der Schule!

*Selbstbestimmung der zu Schulgemeinden vereinigten Eltern
über ihre Kinder!*

Nachdruck und fortreibende, wirkende Gewalt bekommen.

Nur durch Selbständigkeit der Vorausgehenden unter den Erwachsenen bringen wir es dahin, daß immer größere Scharen der Kinder unseres Volkes zu selbständigen Männern und Frauen heranwachsen.

Dazu wollen wir Lehrer, Eltern und alle beteiligten Volksgenossen aufrufen.

Wer am Erscheinen verhindert ist, erfreut uns durch Wahrung seines Standpunktes mittelst einer Zuschrift oder durch Uebersendung geeigneter Druckschriften. Wer unter den Empfängern dieser Zuschrift Beziehungen zu einer Zeitung oder Zeitschrift hat, wird im Falle seiner grundsätzlichen Zustimmung gebeten, für Veröffentlichung dieses Aufrufs Sorge tragen zu wollen.

Wer diese Zuschrift weiter verbreiten will, möge Exemplare vom Unterzeichneten verlangen.

Zu Gunsten des Sozialistischen Bundes ist ein Exemplar der Londoner „Autonomie“ an Sammler zu verkaufen. Respektanten wollen sich an die Redaktion des „Sozialist“ wenden.

*

Die Bestände des alten „Sozialist“ (1891 bis 1899) und des „Armen Konrad“ sind, soweit noch vorhanden, in unsern Besitz übergegangen. Wir geben die Nummer vorläufig zum Preise von 15 Pfennig ab. Sammler, die ihren Bestand ergänzen wollen, mögen uns ihre Wünsche mitteilen. In einer der nächsten Nummern veröffentlichen wir ein vollständiges Verzeichnis der noch vorrätigen Nummern.

SOZIALISTISCHER BUND

SIEDLUNGS-FONDS

Der Fonds, der zur Begründung der ersten Siedlung unsres Bundes bestimmt ist, wird von der Gruppe „Grund und Boden“ in Oranienburg verwaltet.

Die eingegangenen Beträge dienen jetzt schon der Vereinigung des Konsums unsrer Gruppen und werden auf diese Weise vermehrt.

Beiträge sende man an

Alfred Starke, Oranienburg bei Berlin, Kolonie Eden.

Ueber alle Beiträge wird im „Sozialist“ und durch schriftliche Urkunde quittiert werden.

Ausserdem sind Siedlungsmarken im Betrag von zehn Pfennig (für Oesterreich 10 Heller, für die Schweiz zehn Centimes) ausgegeben worden.

Durch den Verkauf dieser Marken an Einzelne in öffentlichen Versammlungen und privaten Zusammenkünften hat jeder Kameraä Gelegenheit, unser Wollen und die Idee, die uns führt, darzulegen. Durch das Aufkleben der Marken auf Briefe wird wiederum Propaganda getrieben.

Siedlungsmarken sind durch Alfred Starke und durch jeden Gruppenwart unsrer Gruppen zu beziehen.

DER SOZIALISTISCHE BUND besteht aus Gruppen — Gäste

werden zu den Sitzungen jeder Gruppe nach Meldung bei dem Gruppenwart geladen :: ::

BERLIN. Gruppe *Arbeit*. Tagt jede Woche Freitags. — Gruppenwart *Friedrich Schwalbe*, Berlin N. O. 55, Belforterstr. 10.

Gruppe *Gemeinschaft*. Tagt Dienstags. — Gruppenwart *Gustav Landauer*, Hermsdorf b. Berlin, Kaiserstrasse 26

HIEILBRONN. Gruppe *Autonomie*. Tagt alle 14 Tage. Mittwoch, abends 8¹/₂ Uhr im Restaurant Schöller (Nebenzimmer), Allerheiligenstrasse.

LEIPZIG. Gruppe *Anfang*. Tagt alle 14 Tage. — Näheres durch den Gruppenwart *Ernst Reichelt*, Leipzig-Gohlis, Berggartenstr. 10

MANNHEIM. Gruppe *Arbeit*. — Näheres durch den Gruppenwart *Wilhelm Wöhner*, Mannheim, Riedfeldstrasse 20, V. bei Frey.

MÜNCHEN. Gruppe *Tat*. Näheres durch den Gruppenwart *Hans Wittich*, München, Birkerstrasse 3, III. rechts

ORANIENBURG. Gruppe *Grund und Boden*. Tagt alle 14 Tage Dienstags. — Gruppenwart *Karl Tomys*, Eden b. Oranienburg.

ZÜRICH. Gruppe *Freiheit*.

LUZERN. Gruppe *Aufbau*.

BERN. Gruppe *Hammer*. — Näheres durch *Mark Harda*, Bern Pflugweg 5.

Wir empfehlen die soeben im Verlag des „Sozialist“ erschienene, gut ausgestattete Broschüre

LEO TOLSTOIS REDE GEGEN DEN KRIEG

zur regen Abnahme. Das Einzel exemplar kostet 10 Pfennig ein; Mehrabnehmer erhalten hohen Rabatt. Zu beziehen durch die Expedition des „Sozialist“, Berlin S. O. 26, Skalitzerstraße 24a.

Nur durch den Verlag des Sozialistischen Bundes, Berlin W. 30 ist zu beziehen:

MACHT UND MAECHTE

Novellen von *Gustav Landauer* :: 234 Seiten. Preis Mark 1.—

Die erste Novelle des Bandes war unter dem Namen „Lebenskunst“ zuerst in der literarischen Beilage des früheren „Sozialist“ erschienen

Versand gegen Voreinsendung des Betrags Mark 1.20 (mit Porto) oder gegen Nachnahme.

DER SOZIALIST erscheint *halbmonatlich* am 1. und 15. jeden Monats. Preis der Einzelnummer *10 Pfennig*; Abonnement (ohne Porto) für ein Vierteljahr *60 Pfennig*, für ein Halbjahr *1,10 Mark*, für ein Jahr *2,10 Mark*. Bestellungen werden entgegen genommen von der *Expedition, Berlin S. O. 26, Skalitzerstr. 24a* und vom *Verlag des Sozialistischen Bundes, Berlin W. 30*. — Alle für die Redaktion bestimmten Einsendungen (Manuskripte, Briefe, Tauschblätter usw.) richte man an *Fritz Flierl, Berlin S. O. 26, Skalitzerstr. 24a*. — Gelder sind, um Unannehmlichkeiten und Reklamationen zu vermeiden, ausschließlich an die persönliche Adresse: *Hermann Mertins Berlin W., Münchenerstr. 8*, zu senden. — Verantwortlich für Redaktion und Verlag *Fritz Flierl, Berlin*. — Druck von *Wilhelm Habicht, Berlin S. O. 26*.